

weiß von Einzelfällen, wenn Betroffene mir erzählen: „Ich bin jetzt da und da gelandet. Es hat funktioniert oder auch nicht.“ Wenn es nicht funktioniert, heißt es dann häufig: „Ich gehe jetzt in Frühpension.“ Das gibt es auch. Von außen betrachtet erkennt man manchmal, warum das scheitern musste. Ein Kollege beispielsweise, der Kunst unterrichtet hat, sollte im Finanzamt arbeiten. Das ist natürlich ein ziemlicher Bruch. Er hatte zu mir gesagt: „Ach, weißt du, lass mal, um 17:00 Uhr mach' ich Schluss und dann gehe ich in mein Atelier und lebe mich da aus.“ Irgendwann funktioniert es dann nicht mehr, weil die Arbeit ja doch eine ziemlich andere ist. Hinzu kam, dass der Kollege zwar Fortbildungen, aber keine Ausbildung dafür hatte. Das ist etwas anders bei Berufsschulkolleg_innen. Da sind die Vermittlungschancen und Erfolgsaussichten häufig besser.

hlz: Sind andere Behörden nicht auch ein bisschen skeptisch in Hinblick auf Lehrer_innen, weil die Meinung verbreitet ist, dass sie als Oberschlaumeier_innen daherkommen? Darüber

ber hinaus sind sie ja auch von der Besoldung her relativ hoch eingestuft und könnten dann von den angestammten Kolleg_innen als Konkurrenten betrachtet werden.

Roland Stolze: Wenn jemand in einer anderen Behörde eingesetzt wird, dann ist das Personalamt im Spiel. Und die Kollegin, die dort die Vermittlungsarbeit macht, ist unglaublich engagiert. Sie kriegt es meistens hin, dieses Vorurteil abzubauen. Auch die höhere Bezahlung wird immer wieder vorgebracht. Aber ob und in welchem Maße Neid das Betriebsklima belastet, hängt wesentlich von den Vorgesetzten ab. In den allermeisten Fällen erweist sich weder die höhere Bezahlung noch das Vorurteil, dass Lehrer_innen alles besser wissen, als Problem für das soziale Klima.

hlz: Du machst, wie eingangs gesagt, den Job, den der damalige Staatsrat Vieluf schuf, jetzt seit 10 Jahren. Was müsste denn jetzt aus deiner Erfahrung heraus politisch auf den Weg gebracht werden, damit das Projekt auch weiterhin gut läuft?

Roland Stolze: Auch der jetzige Staatsrat Schulz steht dieser Stelle positiv gegenüber und ist bereit, sie weiter zu fördern. Dazu erforderlich und notwendig wäre es, sowohl die Geschäftsabläufe zwischen den einzelnen Dienststellen transparenter zu gestalten als auch zu den verschiedenen Geschäftsvorgängen Transparenz herzustellen, damit für mich deutlich wird, wo welche Stellen frei werden. Mit diesen Informationen ließe sich das eine oder andere Beratungsgespräch konkreter führen. Dass ich diese Funktion wahrnehme, sollte nicht nur den Kolleg_innen an den Schulen bekannt sein, sondern gleichermaßen auch den Verantwortlichen in den Dienststellen, damit überhaupt das Bewusstsein und eine gewisse Sensibilität entstehen kann, die notwendig ist, um Optionen für freiwerdende oder neu einzurichtende Stellen zu schaffen.

hlz: Ich hoffe, dass dir dies gelingt. Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte
JOACHIM GEFFERS

GESUNDHEIT

Albträume waren erst der Anfang

Eine Kollegin schildert ihr Burnout und macht sich Gedanken, wie es zu schaffen wäre, in der Schule zu arbeiten, ohne auszubrennen

Ich erinnere mich noch wie heute an den Tag, an dem ich die Zusage für meine Stelle im Hamburger Schuldienst bekam: Es fühlte sich an wie ein Lottogewinn, denn in den 1990er Jahren wurde kaum jemand eingestellt. Voller Freude und Enthusiasmus

bin ich jahrelang mit „Leib und Seele“ an einer Gesamtschule tätig gewesen. Nach und nach häuften sich kleinere und größere Frustrationen. Schließlich drehte sich bei mir alles nur noch um die Bewältigung der Arbeit. Ich hatte keine Zeit zum

Essen, ich stopfte es in mich hinein, während ich Unterricht vorbereitete oder korrigierte. Es gab keine freien Tage am Wochenende mehr, fast jede Woche korrigierte ich Oberstufenklausuren und in den Sommerferien bereitete ich die Themen des

kommenden Schuljahres vor. Zum Erholen blieben höchstens zwei Wochen übrig, in denen ich die anstehende Arbeit aber auch nicht beiseiteschieben konnte, oft schlecht schlief und Alpträume hatte. Schließlich legte ich mich beinahe jeden Morgen vor dem Unterricht heimlich auf die Krankenliege neben dem Schulbüro. Ich hatte heftige Bauchschmerzen und Kopfschmerzen, ich war unendlich müde. All meine Fröhlichkeit und Zuversicht waren einer verbissenen „Ich-halte-durch, egal, wieviel man mir auch auferlegt“-Hal tung gewichen.

Als ich anfang zu begreifen, dass mein Leben so nicht weitergehen konnte, versuchte ich schließlich, meine Ziele herunter zu setzen und in einer neuen Schule noch einmal von vorn anzufangen. Dort begann alles positiv, das Klima war entspannt und nicht von ständigem Druck auf die Lehrkräfte geprägt, mein Unterricht kam bei den Schülerinnen und Schülern gut an. Ich arbeitete mich in einen euphorischen Schwebestand, der mir manchmal selbst Angst machte. Endlich schienen sich meine Anstrengungen „auszuzahlen“. Ich war erfolgreich, was mich wieder zu weiteren Anstrengungen motivierte.

Dann passierte es: Die Mutter eines Schülers aus meiner Klasse rief mich an einem Sonntag an, obwohl ich am Elternabend Sprechzeiten in der Woche angegeben hatte. Da war für mich auf einmal alles aus. Ich hatte das Gefühl, nichts durchsetzen zu können. Ich fiel in ein tiefes dunkles Loch. Das Leben hatte für mich jeden Sinn verloren. Der alltägliche Gang zur Schule kam mir vor wie der Weg zur Hölle.

Kommt Ihnen einiges aus diesem Bericht bekannt vor? Man kann den Standpunkt vertreten, ich hätte den falschen Beruf gewählt, als Lehrerin müsse man eben stets „professionell“ han-

deln, sich abgrenzen können und ein „dickes Fell“ haben. Dagegen steht, dass ich doch einiges offenbar „richtig“ gemacht habe. Treffe ich etwa Englisch-Fachkollegen, dann höre ich zuweilen: „An dem Ordner, den du damals für die Prüfungen erstellt hast, orientieren wir uns heute noch!“ Ehemalige Schülerinnen und Schüler aus meinen Klassen erinnern sich gern an ihre Schulzeit und bedanken sich noch einmal für die persönliche Mappe, die ich für jeden nach Klasse 10 zusammengestellt hatte. Letztens traf ich die Mutter eines Schülers aus meiner ersten eigenen Klasse, die sagte, für sie sei ich nach wie vor „die beste Lehrerin“. Das sind positive Rückmeldungen, und dennoch bleibt das Gefühl des Scheiterns.

Ich arbeitete mich in einen euphorischen Schwebestand, der mir manchmal selbst Angst machte

Nach meiner Erfahrung ist es für die Lernenden wichtig, mit unterschiedlich gestrickten Lehrkräften zu tun zu haben, denn sie selbst sind ja auch völlig unterschiedliche Persönlichkeiten. Nicht alle kommen mit einem bestimmten Menschentyp gleich gut zurecht.

Wie sollte eine Schule gestaltet sein, in der nicht nur die widerstandsfähigsten Lehrkräfte und Lernenden „überleben“? Innerhalb der Schule müssten einige Strukturen entscheidend verändert werden. Es wäre wünschenswert, wenn es dort psychologisch und psychotherapeutisch geschultes Personal für alle Beteiligten gäbe, also sowohl für Schülerinnen und Schüler als auch für die Lehrkräfte und das nicht-pädagogische Personal. Diese therapeutisch ausgebildeten Personen könnten in

regelmäßigen Gesprächen mit den Lehrerinnen und Lehrern z. B. Anzeichen eines beginnenden „Burnouts“ erkennen, die Betroffenen darauf aufmerksam machen und ihnen professionelle Hilfe vermitteln. Sie könnten auf Wunsch mit in den Unterricht gehen oder Unstimmigkeiten im Kollegium, aber auch zwischen Lernenden, ihren Eltern und Lehrkräften schlichten. Mit ihrem Einsatz könnten sie dazu beitragen, dass jede Schule ein Ort wird, an dem das Miteinander von Schülerschaft, Eltern und Lehrkräften betont wird und wo es vor allem darum geht, gemeinsam das Beste zu erreichen.

Um Schule für alle zu einem angenehmen Ort zu machen, sollte eine essentielle Grundregel darin bestehen, sich mit Respekt und Achtung zu begegnen. Alle Mitglieder der Schulgemeinschaft stehen dafür ein. Um dies langfristig zu gewährleisten, müssten alle Erwachsenen in der Schule den respektvollen Umgang miteinander konsequent vorleben. Man könnte zusätzlich regelmäßige Projekte und Übungen für alle Beteiligten (auch für die Eltern) anbieten und durchführen. Ich selbst habe in meiner damals 6. Klasse erlebt, dass die Schülerinnen und Schüler bei der Diskussion über Klassenregeln forderten, dort solle der Satz stehen: „Wir wollen ‚bitte‘ und ‚danke‘ sagen“. Die Begründung lautete: „Frau Friedrich sagt auch immer ‚bitte‘ und ‚danke‘“. Und das hatten sie offenbar als angenehm und wertschätzend empfunden.

Die Schulleitungen sollten ihre Fürsorgepflicht für das Kollegium als eine ihrer entscheidenden Aufgaben verstehen. An meiner letzten Schule etwa informierten Kollegen die Schulleitung darüber, dass ich oft im Lehrerzimmer in Tränen ausbräche. Sofort wurde ich zu einem Gespräch gebeten. Mir wurde Entlastung angeboten. Als das nicht reichte, sagte mir ein Mit-

glied der Schulleitung klipp und klar, dass es nicht im Interesse der Leitung und des Kollegiums sei, dass ich kaputt ginge. Ich fühlte mich wahr- und ernst genommen, was gerade in meiner schwersten Zeit besonders wohlthuend und wichtig war.

Ein ganz entscheidender Punkt ist die „Bewertung“ der Arbeit, die Lehrkräfte täglich leisten und wie diese Arbeit verteilt wird. Ich frage mich, aus welchem Grund jede_r für alles zuständig sein soll und ob es nicht ratsamer ist, Arbeit aufzuteilen und Experten_innen zu benennen. Insbesondere könnte die Erstellung und Korrektur von Klassenarbeiten von einer Fachkraft für den gesamten Jahrgang bewältigt werden, die vom übrigen Unterricht befreit wäre. Das hätte auf der einen Seite den Vorteil der Zeitersparnis für die Fachlehrer_innen. Ihnen könnte darüber hinaus nicht mehr der Vorwurf gemacht werden, sie würden subjektiv korrigieren. Auf der anderen Seite wäre es eine Einsatzmöglichkeit für diejenigen, die im Unterricht aus bestimmten Gründen gar nicht oder nur begrenzt eingesetzt werden können. Ein ähnliches Prinzip wäre etwa für Planungen von Klassen- und Austauschreisen möglich. Es könnte mit diesen Aufgaben betraute Lehrkräfte geben, die auch einmal „einspringen“, falls eine begleitende Lehrkraft fehlt. Damit würden Klassenleitungen entlastet werden. Diese sollten grundsätzlich doppelt besetzt sein, um sich bei Schwierigkeiten gegenseitig zu unterstützen.

Meines Erachtens ist es in Hamburg längst überfällig, die Stundenverpflichtungen herabzusetzen und die Zeit, die als „Arbeitszeit“ gewertet wird, neu zu definieren. Lange Jahre hatte ich das Vorurteil im Kopf, dass Lehrer_innen im Vergleich zu denjenigen, die einen 8-Stunden-Tag haben, zu wenig arbeiten. Ich fragte mich immer, wie es Menschen mit einem anderen

Beruf schaffen, innerhalb der Woche abends noch aktiv zu sein, obwohl sie doch noch mehr arbeiten mussten als ich! Ich war jeden Abend unendlich müde und bemühte mich redlich, bis zu den nächsten Ferien „durchzuhalten“, um nicht krank zu werden. Seit ich eine ganz andere Tätigkeit ausübe, weiß ich, dass man abends nicht vollkommen ausgepowert nach Hause kommen muss, die Arbeit im Büro lassen kann und daher noch Energie für eine Freizeitgestaltung hat. Im Urlaub kann man wirklich einmal seinen Beruf au-

Dann passierte es: Ich fiel in ein tiefes dunkles Loch.

Der alltägliche Gang zur Schule kam mir vor wie der Weg zur Hölle

ßen vor lassen und „abschalten“, was mir als Lehrerin nie gelungen ist. Ich habe immer wieder mit Lehrkräften gesprochen, die vorher andere Tätigkeiten ausgeübt haben und diese erklärten unisono, dass sie noch nie so viel gearbeitet hätten wie als Lehrer_in!

Lehrkräfte werden auch in Zukunft nicht nur „Unterrichtende“ sein können, sondern werden immer auch andere Aufgaben erfüllen müssen. Daher ist es höchste Zeit, dass den heutigen Bedingungen an der Schule mit einer erträglichen Arbeitszeit Rechnung getragen wird. Dazu gehört, dass Lehrkräfte nicht jederzeit erreichbar sind, sondern feste (Telefon-) Sprechzeiten haben, keine privaten Telefonnummern herausgeben müssen, sondern eine Schultelefonnummer oder die Nummer eines Diensthandys angeben. E-Mails werden an einen Schul-E-Mail-Account geschickt und nur innerhalb der Arbeitszeit gelesen. Ein solches Verfahren würde es erleichtern, sich abzugrenzen.

Von denjenigen, die die Schulstruktur bestimmen und die entsprechenden Gesetze und Verordnungen dafür erlassen, würde ich mir zudem wünschen, dass sie in regelmäßigen Abständen inkognito in die Schulen gingen und dort mehrere Tage hintereinander arbeiteten, damit sie ein Gefühl dafür bekommen, was es bedeutet, etwa Lehrkraft an einer „Brennpunktschule“ zu sein. Überhaupt sollte größtmögliche Transparenz angestrebt werden. Warum sollten etwa Elternvertreter_innen nicht jedes Jahr den Unterricht in verschiedenen Jahrgangsstufen besuchen, um sich ein besseres Bild davon zu machen, wie Unterrichtssituationen aussehen können? Vielleicht besteht dann eine Chance, dass die alten Klischeebilder vom Lehrer als „faulem Sack“, der „morgens Recht hat und nachmittags frei“, endlich ganz tief unten in der Mülltonne landen und auch in Deutschland der Arbeit des Lehrenden die Wertschätzung und Anerkennung zukommt, die in anderen Ländern selbstverständlich ist. Ich bin sicher, dass die Zahl der Burn-out-Kolleg_innen bei einer Umgestaltung von Schule drastisch zurückgehen würde.

BARBARA FRIEDRICH

Barbara Friedrich ist das Thema „Prophylaxe an der Schule“ ausgesprochen wichtig, und sie würde sich freuen, die Meinungen anderer Kolleg_innen dazu zu hören bzw. zu lesen. Daher möchte die Ombudsstelle hier ausdrücklich dazu ermuntern, Leser_innenbriefe zu schicken (die hlz-Redaktion schließt sich dem an), die dann im nächsten Newsletter (bzw. in der nächsten hlz) erscheinen würden. Wenn ihr nicht möchtet, dass eure Zusage veröffentlicht wird (auch unter Pseudonym möglich), reichen wir die Briefe einfach nur an die Autorin weiter.